



Das Buch

Hallo :)

Anbei die nächste Version des ursprünglichen Textes mit der Frage nach verstecktem Potenzial und offener Kritik :)

Danke :)

Ein Knall und die Pistolenkugel brannte sich schmerzhaft durch meine Eingeweide.

Und genauso, wie manche von einem solchen Augenblick behaupten, begann dieses Leben nochmals vor mir abzulaufen.

Als erstes erinnere ich mich an Frauenhände, die sanft über mein Äußeres strichen. Die Gaze umschmiegte den Rücken, das Kapitalband schaute schüchtern, das Leseband umso neugierig hervor. Der helle Ledereinband war würdevoll steif, der Leim roch nicht zu stark und der Vorsatz war farbenprächtig. Ganz zu schweigen vom Schnitt, der sich für etwas Besseres hielt, da er golden war.

Die schlanken Finger auf mir gehörten Anna Schuhmacher, die, seit Jahr und Tag in der „Schuhmachersche Druckerei und Verlag“ ihres Mannes Martin arbeitete und mit ihm solche Prachtexemplare wie mich hervorbrachte.

Die Prägung auf dem Deckel verwies mit „Jenseits der Worte“ auf den Inhalt und im Laufe meines Daseins würde ich viele Menschen in den Bann ziehen. Obwohl, in diesen Stunden war mir gar nicht klar, dass ich ein Geheimnis barg.

Mit glänzenden Augen hielt Anna mich am ausgestreckten Arm ihrem Mann entgegen. Der blätterte die 112 Seiten flüchtig durch, prüfte Block und Rücken, nickte und drückte seiner Frau einen zarten Kuss auf die Wange.

„Die anderen Bücher bekommen einen weinroten Einband?“, versicherte er sich nochmals.

„Ja, nur das allererste Buch hat diese besondere weiße Leder. So hatte ich es Helene versprochen.“

Das Paar lächelten selig, denn ich war eins von Unzähligen ihrer Kinder, die die Schuhmachers hervorgebracht hatten. Leider war es ihnen zu Lebzeiten nicht vergönnt gewesen, einen Nachkommen aus Fleisch und Blut in die Welt zu setzen und so gaben sie all die Liebe und Hingabe ihren Büchern.

Am gleichen Nachmittag noch lag ich eingepackt in Seidenpapier auf der Anrichte. Anna hatte mich, die erste Ausgabe, natürlich ihrer Freundin Helene Kirsch versprochen, denn diese war die Autorin.

Als junge Mädchen hatten sie gemeinsam, die damals neuerrichtete Volksschule, gegenüber des alten Gehöfts in der Brandiser Straße besucht, Sommerfreuden und Liebeskummer geteilt und diese Freundschaft hielt bis heute an.

In einen dicken Mantel gepackt, mit Hütchen auf dem Kopf und die Hände in einem Muff aus Pelz, verließ Anna die Druckerei im Graphischen Viertel mitten in Leipzig. Sie eilte, wenn es der schlecht vom Schnee geräumte Gehweg zuließ, ein paar Straßen weiter, zu einer Haltestelle der Pferdebahn. Denn, um zu Helene zu gelangen, musste sie tief in den Ostteil der Stadt, wo beide ihre Kindheit verbracht hatten.

Auf der Hauptstraße herrschte an diesem Tag im Februar kurz vor der Jahrtausendwende wenig Verkehr und Anna bedauerte es, dass der Frühling noch so weit entfernt schien. Als sie ihr Ziel zu zeitig erreicht hatte, drängte sich manchmal die Sonne zwischen den bleigrauen Wolken hindurch und wärmten ihr das Gesicht. In ruhigen Atemzügen genoss Anna das, während einige Kutschen an ihr vorbei in Richtung Augustusplatz zuckelten. Sie schlug den Kragen ihres Mantels hoch, der Wind war empfindlich kühl.

Ich war mich sicher, dass Helene Augen machen würde, denn eigentlich sollte ich erst im April in Druck gehen. Da Martin aber letzten Herbst noch zwei überaus fähige Gesellen eingestellt und in eine neue Druckerpresse investiert hatte, konnten sie meine Fertigstellung vorziehen.

Annas Muße wurden vom Knattern eines Automobils unterbrochen und sie begann, langsam auf und ab zu gehen. Die Kälte kroch ihr schnell unter die Kleidung und ließ sie frösteln. Und auch eine Handvoll Leute am Straßenrand.

Das Klackern der Hufe auf dem Kopfsteinpflaster kündigte endlich das Kommen der Pferdebahn an. Vorn,



Das Buch

über dem Stand des Kutschers prangte die leuchtendrote Scheibe der -Reudnitzer Linie-. Lächelnd ließen zwei gutgekleidete Herren Anna den Vortritt, die neben einer älteren Dame Platz nahm und nach dem Kontrolleur Ausschau hielt. Kaum ruckte der Wagen an, setzte sich auch der blauuniformierte Mann in Bewegung. Den Hals mit einem dicken Schal umwunden, schaute er sie streng an, kassierte und überreichte ihr das Billett mit den Worten: „Ab nächste Woche nur noch elektrisch. Genießen Sie die Fahrt.“ Dabei traten ihm kleine Atemwölkchen aus dem Mund. Im ersten Moment fühlte sie sich ob der Auskunft geschmeichelt, hörte dann aber, dass er es zu jedem zusteigenden Fahrgast sagte.

Wie schnell das alles geht, dachte sie. Als Kind gab es noch Petroleumlampen und in drei Jahren steht ein neues Jahrtausend vor der Tür. Was passiert eigentlich mit den vielen Pferden, die die Bahnen ziehen? Werden auch unsere Druckmaschinen eines Tages elektrisch angetrieben? Und wird bald, wie bei Jules Verne, der Mensch zum Mond fliegen können?

Bisher war für Anna das Grammophon eine der bedeutendsten Erfindungen schlechthin. Da ihre Freundin die Frau des Bankiers Kirsch war, konnten sie sich solchen Luxus leisten.

Von so etwas waren sie und Martin weit entfernt. Es ging ihnen nicht schlecht, die Druckerei lief zwar gut, aber die Konkurrenz war erdrückend groß. Ihr Mann mochte derlei modernen Schnickschnack nicht und steckte das Geld lieber in die Firma, die er von seinen Eltern übernommen hatte.

„So! Endstelle!“ Die Stimme des Schaffners riss sie aus ihren Grübeleien. Die gleichmäßige Bewegung der Bahn hatten Anna eingelullt, aber schnell raffte sich auf und marschierte die Hauptstraße weiter. Wenn die Elektrische verlängert und bis an Helenes Haus reichen würde, ja das wäre ein Fortschritt, dachte sie, darauf achtend, nicht auf den zahlreichen Eispfützen auszugleiten.

Trotz der frischen Temperaturen war ihr warm geworden, bevor sie das schmiedeeiserne Tor aufdrückte und die wenigen Stufen zu Helenes Haustür emporstieg.

Ihr Herz schlug schneller vor Aufregung und schon malte sie sich die Überraschung der Freundin über mich aus, als sie innehielt und lauschte. Musik drang aus dem Haus. Das Grammophon schmetterte eine Oper, denn Helene war oft ein begeisterter Gast im Neuen Theater am Augustusplatz.

Auf Annas Klopfen passierte nichts. Sie versuchte es erneut und entschied dann, sich vorsichtig an der Hauswand abstützend, das Gebäude zu umrunden.

Wahrscheinlich sitzt Helene im Wintergarten und kann mich nicht hören, dachte sie, als der harsche Schnee unter ihren Sohlen knirschte.

Sie erstarrte.

Die Freundin seit Kindertagen war tatsächlich in dem verglasten Treibhaus an der Rückseite des Anwesens. Allerdings halbnackt auf dem Schoß eines Mannes mit verschwitzten Haaren.

Anna trat näher, das Paar nahm die Bewegung im Garten wahr und hielt inne.

Ein gedämpfter Aufschrei entwandt sich Helenes Kehle, sie raffte ihr Hemd, sprang hoch und starrte wie angewurzelt nach draußen.

Anna brauchte ein paar Sekunden, das Gesehene zu begreifen, dann schlug ihr Erstaunen in blankes Entsetzen um.

Für einen Moment wog sie mich in der Hand, ich erschrak und wollte nicht im Schneematsch enden. Sofort aber verwarf sie den Gedanken, mein Glück!

Fassungslos stolperte sie nach vorn zur Straße und im gleichen Moment flog die Haustür auf. Hastig, in ein Laken gehüllt und mit nackten Füßen stand Helena da und streckte mit schuldbewusst niedergeschlagenen Augen die Hand aus.

„Bitte, ich ... ich kann das erklären.“

Aber in Anna focht eine nahezu überwältigende Menge auflodernder Emotionen und sie ignorierte das Gestammel. Eine solche Schamlosigkeit hätte sie ihrer Freundin niemals zugetraut.

Sie schluckte, blinzelte, suchte in ihrer maßlosen Enttäuschung entrüstet nach Worten, bewegte lautlos den Mund. Mit schnellen Schritten nahm sie nochmals die Stufen und klatschte mich Helene wütend vor die kaum



Das Buch

bedeckte Brust.

„Der Titel stimmt nicht!“, schleuderte sie ihr mit Funken sprühenden Augen entgegen. „Es müsste heißen: Ohne Worte!“ Dann stürmte sie atemlos davon.

Ich war angekommen. Im Haus einer Ehebrecherin.

Helene hielt mich unschlüssig in der Hand, als sie die Haustür geschlossen und sich schwer atmend von innen dagegen gelehnt hatte. Ihr Liebhaber, Helmut Wunderlich, Sohn eines Brauereibesitzers in der Mühlstraße, den ich bald näher kennenlernen sollte, kam vorsichtig aus der Tiefe des Hauses zu ihr. Zaghafst strich er ihr das kupferrote wirre Haar aus der Stirn.

Sie hob die Augen und sagte: „Ich denke, das wars fürs Erste.“

Zu Helenes Bedauern konnte sie nach diesem Tag nie wieder mit der Freundin reden, sich erklären oder entschuldigen, denn als Anna zu Hause aus der Pferdebahn stieg, raste mit aufgeregtem Bimmeln die Feuerwehr an ihr vorbei. Von weitem sichtbar reckte sich eine schwarze Rauchsäule in den Himmel über dem Graphischen Viertel.

Anna rannte, strauchelte, zog sich hoch und erreichte die in Flammen stehende Druckerei. Ohne auf die Zurufe der Feuerwehrleute und Passanten zu achten, stürzte sie in das Gebäude. Wollte ihren Mann, ihre Bücher, ihre Existenz retten. Das Feuer aber, breitete sich in den Etagen so rasend aus, dass sie schnell durch eine Rauchvergiftung ohnmächtig wurde.

Am Ende war die „Schuhmachersche Druckerei und Verlag“ nur noch eine verkohlte und eingestürzte Ruine und unter dem Dutzend Toter Anna und Martin.

Dieses Unglück führte dazu, dass ich konnte:

Ich war einzigartig.

Mein erster Platz war zunächst auf dem Nachttisch von Helenes Ehemann, Werner Kirsch, seines Zeichens Gesellschafter des Bankhauses Meyer & Co.

Helene lag abends im Bett und hatte ihm den Rücken zugekehrt. Sie sah nicht, wie er mich zur Hand nahm, seine Frau dabei lächelnd betrachtete und zufrieden nickte. Als Endvierziger hatte er alles erreicht und mit seiner Erlaubnis, dass sie ein Buch veröffentlichen dürfe, sogar ihre ewige Dankbarkeit. Trotzdem schlug ihr das Herz bis zum Halse, denn sie konnte ihm, dem Finanzier ihrer neuentdeckten Leidenschaft den Zugang zu mir nicht verwehren.

Tief drinnen vertraute sie darauf, dass ihr Ehemann nur wenige Seiten lesen und bald das Interesse verlieren würde, denn er war kein geduldiger, dafür aber ein abends rechtschaffend müder Bankier.

Von mir erwartete er nicht viel, ich war nur eine Schrulle seiner Frau. Ein Zeitvertreib, denn er brachte das Geld nach Hause, sie hatte sich zu kümmern, dass er es gemütlich hatte. Werner gestand ihr zu, auch mal Langeweile zu haben, also durfte sie sich als Schriftstellerin austoben. In Maßen, anständig und immer auf Moral und Sitte achtend. Zwar hatte er seine Verwunderung geäußert, warum mein Manuskript ausgerechnet in roter Tinte geschrieben worden war, aber Helene hatte ihm versichert, dass das der letzte Schrei unter den Schriftstellern wäre. Blau könne ja schließlich jeder. Er zuckte mit den Schultern, strich ihr, wie einem gehorsamen Hund über den Kopf und ging seiner Leidenschaft nach.

Ihr war klar, dass diese weibliche Freizeitgestaltung nichts Vergleichbares wie sein Engagement im - Deutschen Patriotenbund zur Errichtung eines Völkerschlacht-Nationaldenkmals- war, dem er seit letzten Sommer angehörte.

Sie kannte seinen Spruch: Geschichte wird geschrieben, indem man diese in Stein meißelt. Und nicht, nur irgendwelche Hirngespinnste auf Papier druckt.

Werner Kirsch hatte es durch seine Mitgliedschaft in der Leipziger Schützengesellschaft geschafft, ein enges Band zwischen dem Bund und dem Bankhaus Meyer & Co. zu knüpfen. Das geplante Völkerschlacht-Denkmal würde den Gedanken der nationalen Wiedergeburt, die seiner Meinung nach mit den Befreiungskriegen begonnen hatte, in die Welt tragen. Das zählte für ihn und so wollte er dabei helfen.



Das Buch

Das alles interessierte Helene wenig. Gleichmäßig atmend stellte sie sich schlafend und kaute nachdenklich auf ihrer Unterlippe. Seit sie vor zwei Wochen von Annas Tod erfahren hatte, hatte sich ihre Welt verändert. Um sie herum war alles stiller geworden. Manchmal weinte sie heimlich und starrte tagsüber stundenlang aus dem Fenster auf die Straße hinaus, in der trügerischen Hoffnung, dass ihre Freundin quicklebendig um die Ecke bog. Nachts lag sie oft wach und tief in ihrem Inneren gab sie sich eine Mitschuld. Denn ohne diesen Vorfall wäre Anna zum Kaffee geblieben und hätte so nicht in den Flammen umkommen können. Sie spürte, dass ich ein wirklicher Wendepunkt in ihrem Leben war und leider nicht nur zum Positiven.

Untrennbar waren Helenes Inhalt und Annas Form in mir vereint und so lag ich, kaum berührt auf Werners Nachttisch.

Zwar hatte er immer wieder gesagt, dass er mich gern lesen würde, aber am Ende des Tages schlief er, wie seine Frau vermutet hatte, meist schnell und bald schnarchend ein.

Täglich strichen Helenes Blicke über mich, wenn sie ziellos durch die Räume des Hauses schlich und an der offenen Schlafzimmertür vorbeikam. Sie haderte mit sich, denn immer wieder, erinnerte ich sie schmerzhaft an die verlorene Freundin. Wüsste sie sich, ich wäre gar nicht erst geschrieben worden?

Nachdem ich mich nach einigen Tagen auf dem Nachttisch tödlich gelangweilt hatte, kam Anna eines Morgens herein, stopfte mich in ihre Handtasche und im langen schwarzen Mantel schritt sie am Arm ihres Mannes zum Südfriedhof.

An die fünfzig Verwandte und Freunde, alle ähnlich wie Helene gewandet, standen am Familiengrab der Schuhmachers.

Warmer Nebel stieg aus der Menge in den strahlend blauen Morgenhimmel. Der Winter wollte nicht weichen und hatte die Wiesen und Gräber überreift. Steifmachende Kälte kroch in die Ärmel und Aufschläge. Der Pastor sprach über Werden und Vergehen und Helene presste mich die ganze Zeit wie eine Bibel mit beiden Händen an ihr Herz.

Mir schwante Böses! Warum tat sie das? Sollte ich etwa hier enden? Ungelesen? Ungeliebt? Das Wissen um meine bloße Existenz ließen Helenes Gedanken an die Freundin immer wieder aufleben. Also musste ich aus dem Weg geschafft werden!

Die Trauernden bildeten fröstelnd eine ungeordnete Schlange, um Anna und Martin die letzte Ehre zu erweisen. Langsamem Schrittes schob sich Helene näher an das Grab, löste ihre Hände von der Brust. Schon bereitete ich mich darauf vor, in dem dunklen Loch zu verschwinden, als sie angerempelt wurde und innehielt. Irritiert drehten sie und ihr Mann sich um.

Es war Hans Schuhmacher, Martins älterer Bruder. Seine von der Trauer geröteten Augen ruhten auf dem Ehepaar, sein gezwirbelter Schnurrbart zitterte vor Aufregung.

Zaghaft griff er nach mir und sagte: „Warum wollen Sie so etwas schönes wegwerfen? Soll alles getilgt werden, was an die beiden erinnert? Was bliebe dann, außer dem Schmerz?“

Schuldbewusst senkte Helene die Augen.

„Entschuldigen Sie“, ging Werner dazwischen. „Aber das ist das Eigentum meiner Frau und sie kann damit machen, was sie will.“

Für einen Moment wurde dieses Dreieck zum Mittelpunkt, die raunende Aufmerksamkeit aller Anwesenden galt ihnen.

Helene schluckte und gab mich frei. „Das ist schon in Ordnung, Werner. Ich habe kein Recht dazu.“

Er holte Luft, um zu widersprechen, aber mit einer knappen Handbewegung brachte sie ihn zum Schweigen, wandte sich ab und während ich in der warmen Innentasche Hans Schuhmachers Wintermantels verschwand, ging die Beerdigung weiter.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).